

SERAPHINA KALZE

DAS
LEBEN
IST ZU
kurz
FÜR EIN
langes
GESICHT

MEIN
VATER UND ICH
AUF DER SUCHE
NACH DEM
GLÜCK

HOFFMANN UND CAMPE





SERAPHINA KALZE

DAS **LEBEN**
IST ZU *kurz*
FÜR EIN *langes*
GESICHT

*Mein Vater und ich auf der
Suche nach dem Glück*

HOFFMANN UND CAMPE

Die Rechte für die im Buch zitierten Songs »Du gibst mir Kraft«,
»Mehr davon«, »Im Sommer stirbt man nicht«
und »Jetzt Fetzt!« liegen bei der Autorin.

Die Links im Buch führen auf Websites Dritter, für deren Inhalte
wir keine Haftung übernehmen, da wir uns diese nicht zu eigen
machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



1. Auflage 2024

Copyright © 2024

Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

www.hoffmann-und-campe.de

Umschlaggestaltung: © FAVORITBÜRO, München

Umschlagabbildung: © Claudia Kern

Fotos Innenklappe: © Seraphina Kalze

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Meridien

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01825-7

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

HOFFMANN
UND CAMPE

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

FÜR PAPA

IHR LIEBEN,

am Ende des Buches warten spezielle QR-Codes
auf euch! Sie führen direkt zu meiner Musik.

Die Songs wurden zum Teil extra für dieses Buch
geschrieben und produziert. Lasst euch überraschen!

Viel Spaß beim Anhören!

Seraphina

INHALT

- 1 Der Anruf 9
- 2 Die Halbschwester 23
- 3 Du gibst mir Kraft 37
- 4 Loslassen 49
- 5 Gefühle werden nicht
nur durch Worte laut 63
- 6 Papa kommt nach Hamburg 77
- 7 Jetzt kommt der Hartmut 85
- 8 Hartmuts neue Freunde 103
- 9 Tochter, Therapeutin –
und wo bleibt der Rest? 113
- 10 Silvester 127

- 11** »Springer – Ahoi!« 135
- 12** Sankt Peter-Ording oder:
Im Auge des Tigers 145
- 13** Abnabeln 159
- 14** Hartmut haut ab 177
- 15** Im Sommer stirbt man nicht 189
- Dank 203
- Musik 205



DER ANRUF

*»Was sollte Helene Fischer nicht
auf der Intensivstation singen?«
»Atemlos«*

Ihr Vater hatte während der Operation einen schweren Schlaganfall erlitten. Es tut mir wirklich sehr leid. Können sie herkommen?«

Wenn man Witze kategorisieren wollte, dann gehörte dieser hier in die Rubrik: disqualifiziert. Es war nämlich keiner. Was am Morgen als harmlose Bypass-Operation am Herzen meines Vaters begann, endete in einem schweren Schlaganfall und in einem künstlichen Koma, in das er versetzt wurde, damit er – hoffentlich – irgendwann überhaupt wieder aufwachte.

Nachdem ich aufgelegt hatte, hörte ich förmlich, wie etwas in mir zerbrach. Mein Schutzschild, auf das ich mich sonst so gut verlassen konnte, lag zerschmettert in zig Einzelteilen auf dem Gehweg verstreut. Der Straßenlärm hämmerte in meinen Ohren. Mir war schwindelig.

Meine Füße konnten keinen Schritt machen, und doch bewegte sich alles um mich herum. Ich wollte mich verstecken, aber da war nichts. Keine Zuflucht. Dann wurde alles schwarz, und ich brach mitten in der Hamburger City, genauer gesagt in der Rathausstraße, Ecke Pelzerstraße, gleich beim TUI Reisecenter, zusammen.

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich kurz danach in das Auto meines Mannes stieg, um es knapp vier Stunden später vor dem Krankenseingang des Klinikums in Halle wieder zu verlassen. Aber nur wenige Stunden nach dem denkwürdigen Anruf des Arztes, einer freundlichen Passantin, die mich für irre gehalten haben musste, weil ich ständig nach meinem Papa gefragt und was von Koma gefaselt hatte, und ein paar Traubenzucker später war ich bereits bei meinem Vater angekommen. Meinem Vater, von dem ich grad gar nicht wusste, wer er eigentlich war.

Ich lief direkt zur »Stroke Unit« der Intensivstation, der speziellen Klinikabteilung für Schlaganfallpatienten. Ich klingelte und wurde in einen Vorraum gelassen, eine Art Schleuse. Hier standen Tische, Stühle, eine Couch, ein paar Zeitschriften lagen herum; es gab ein Fenster mit Blick auf einen weiteren Krankenhauskomplex. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass dieses kleine Zimmer mein neuer Aufenthaltsraum für die nächsten Wochen werden würde. Hier lernte ich auch die wahre Bedeutung des Wortes »Warte-Zimmer« kennen. Denn nie zuvor habe ich je so viel Zeit mit Warten, Hoffen und Bangen verbracht wie auf diesen zwölf Quadratmetern.

Vor der Operation war mein Papa ein starker Mann ge-

wesen, groß und ganz gut in Shape. Klar, kleine Wampe, aber nichts, wo man dachte, der Typ klappt gleich ab. Er war humorvoll. Sehr. Konnte keiner Fliege was zuleide tun. Er hatte Sinn für Poesie und liebte Musik (im jungen Erwachsenenleben war er selbst Sänger und Gitarrist gewesen). Er konnte supercharmant sein, war mehr als hilfsbereit und vor allem war er das: der beste Vater der Welt. Kurzum, er war ein vitaler, kräftiger Mensch, der sich nach dem Tod seiner Frau wieder aufgerappelt hatte.

Und dann das ...

Meine Mutter war 2012 plötzlich und unerwartet gestorben. Vielleicht erklärt das auch, warum mir in dieser Situation so gar kein lockerer Spruch mehr über die Lippen kommen wollte. Wenn das Leben so richtig todernst wird, kann man auch keine Tränen mehr lachen. Ich hatte jedenfalls eine Scheißangst, ihn nun auch noch zu verlieren.

Irgendwann durfte ich dann doch in das Zimmer meines Vaters. Er lag in einem Bett, das umzingelt war von Geräten, die blinkten und piepsten und unangenehme Geräusche machten. Um ihn herum wuselten hektisch mehrere Menschen. Mein Vater bewegte sich währenddessen unkontrolliert und ruckartig. Es schien so, als wollte er aufstehen oder sich aufrichten, aber er konnte nicht. Die Bewegungen liefen irgendwie ins Leere.

»Er kämpft um sein Leben«, dachte ich, und Tränen schossen mir in die Augen. Ich blieb stehen. Ich konnte nicht an sein Bett herantreten. Ich verstand nicht, was da geschah, was mit ihm geschah, und es wirkte auf mich, als würde er es auch nicht verstehen.

Es waren nur Sekunden, die vergingen, bis ich doch zu ihm ging, seine Hände nahm, mich direkt über ihn beugte und sagte: »Papa. Ich bin da!«

Er blickte in meine Augen und atmete laut und hörbar erleichtert aus. Er umklammerte meine Hände, zog mich zu sich, bewegte den Kopf in meine Richtung, als wollte er mir etwas sagen, aber es kam nichts. Ich hatte das Gefühl, seine Augen fragten: »Was ist los?, Was ist passiert?«

In seinem Blick spürte ich so viel Angst und Verzweiflung. Ich habe mal gehört, dass es im Kopf von Schlaganfallpatienten nach dem Infarkt im Gehirn furchtbar laut ist, mit vielen Blitzen und bunten leuchtenden Kreisen. Als steckte man den Kopf zwischen zwei riesige Orchesterbecken, die über einem zusammenschlagen werden.

Meine Tränen schluckte ich hinunter. Mir war klar, ich musste jetzt stark sein, musste ihm Sicherheit vermitteln, dieser eine Strohhalm, an den er sich klammern konnte. Und ich sag's euch, das war ich dann auch. Ich war stark wie zehn Riesen, hielt ihn fest in meinen Armen, versuchte ihn zu beruhigen und war zum ersten Mal in meinem Leben, mit einunddreißig Jahren, stärker als mein Papa.

Was war nun eigentlich passiert? So eine Bypass-Operation dauert in der Regel drei bis sechs Stunden. Natürlich immer abhängig vom Gesundheitszustand des Patienten, der Schwere des Eingriffs bis hin zu eventuellen Komplikationen, die auftreten können. Wenn sie denn auffallen! Der Schlaganfall meines Vaters fiel aber nicht auf, und so brachte man ihn, nachdem die neuen Leitungen verlegt und der Brustkorb wieder zugenäht worden

war, auf die Intensivstation zur Überwachung. Die Geräte blinkten, wie sie sollten, und normalerweise wachte man irgendwann halbwegs klar wieder auf. Mein Papa jedoch nicht. Wenn man so wollte, hatte er seinen Schlaganfall verschlafen. Und von außen deutete erst mal nichts darauf hin. Dadurch hatte der Infarkt viel Zeit, sich in seinem Gehirn auszubreiten und so ziemlich alles anzugreifen, was man zum Leben braucht: Koordination der Muskeln, Bewegung, das Gleichgewicht, motorische Kontrolle, Sprechen, Schlucken, Aufmerksamkeit, Steuerung der Augenbewegung, aufrechter Gang und einiges mehr.

Ist ein aktives gesundes Gehirn auf dem CT-Monitor weiß, so war das meines Vaters fast überall schwarz. »Geistige Umnachtung« ist ein zu schöner Ausdruck für diese totale zerebrale Sonnenfinsternis. Er war, auf Deutsch gesagt, am Arsch!

Zeig mir mal dein Taschentuch!

»Was ist der Unterschied zwischen einer alten Uhr und einem Camper?«
»Der Camper bleibt öfter stehen.«

Mein Vater lag nun im künstlichen Koma. Angeschlossen an all den Geräten, die bei der kleinsten Unregelmäßigkeit Alarm machten. Ich legte meinen Job beim MDR aufs Eis und war nur für ihn da. Jeden Tag ging ich ins Krankenhaus und blieb, so lange es ging, bei ihm an seiner Seite. Ich erzählte und feixte und hatte dabei ein Lieblingsthema: die Zukunft.

Ehrlich gesagt, in dem Moment sah sie einfach scheiße aus, aber ich malte sie in den buntesten Farben. Unser seit Ewigkeiten geplanter Besuch eines Rolling-Stones-Konzertes stand ganz weit oben auf der Liste der zu erledigenden Dinge, dicht gefolgt von all den Abenteuern und Reisen, die wir noch mit dem Camper machen wollten. Während ich an seinem Bett wachte und dafür sorgte, dass er mir nicht gänzlich einschlief, erinnerte ich mich an unsere ersten gemeinsamen Trips.

Zu dem allerersten musste ich ihn 2014 fast hintragen wie ein Nilpferd zum Ballettunterricht. Unser Leben hatte

sich durch den plötzlichen Tod meiner Mama zwei Jahre zuvor komplett verändert. Mein Vater war eher derjenige, der sich verkrümelte und der Meinung war, dass es sich nicht lohnte, noch mal etwas Neues auszuprobieren. Ich hielt das für Unfug. Das Leben ist zu kurz für ein langes Gesicht, dachte ich. Und sagte ihm das auch.

Also ließ er sich erweichen, und ab gings hoch in den Norden, in die schottischen Highlands. Wir bretteten im Linksverkehr mit einem alten Camper über die Straßen, saßen abends am Lagerfeuer und rieten Sternbilder. Das half schon.

Weil das so gut geklappt hatte, lieh ich mir ein Jahr später das Wohnmobil von einem Bekannten und fuhr los Richtung Baltikum. Als ich meinen Papa in Halle abholte und sah, was er alles mitschleppen wollte, sprach ich ein kleines Machtwort. Unsere Reise durch Schottland hatte, bedingt durch den Flug, ein klares Gepäcklimit, aber wenn du direkt von der Haustür aus losfährst, verleitet das schon dazu, erst mal alles einzupacken.

Mein Papa wollte für jedes Problem gewappnet sein. Entsprechend musste für den Baltikum-Trip unbedingt sein Jagdmesser, der Weltempfänger und ein Kompass mitgenommen werden! Wofür? Wir können in den Supermarkt an die Fleischtheke, wir haben ein Navi, und das Radio läuft auch super. Aber er ließ sich nicht davon abbringen, und ich muss ehrlich sagen, das Fahren mit Karte und Kompass, ohne Navi, das Holzschnitzen abends am Feuer und das Knacken des Weltempfängers im Norden Estlands, das hat, wenn man es erlebt, seine ganz eigene Magie.

Diese Reisen, diese Abenteuer, diese Roadmovies, die wir drehten, die Tränen, die wir zusammen weinten, weil uns Mama fehlte, und das laute Lachen, als wir später die Fotos anschauten und bemerkten, dass er jeden Tag immer dasselbe Shirt anhatte – das hat uns zusammengeschweißt, uns Kraft und Energie für eine neue Zukunft gegeben.

Und genau so würde ich es jetzt wieder machen, dachte ich, während ich an seinem von Maschinen eingerahmten Bett saß und seine Hand hielt.

Ich habe auf diesen Reisen begriffen, dass ich nur eine begrenzte Zeit auf dieser Erdkugel habe und dass es so vieles zu sehen und zu entdecken gibt. Dass Freiheit ein Gefühl ist, das unglaublich beflügelt und eine Kreativität freisetzt, von der ich vorher nichts ahnte.

Ich hatte meinen Vater ins kalte Wasser geworfen, als ich ihn dazu nötigte, sich auf planlose Abenteuer und unbekannte Ziele einzulassen – Ausgang ungewiss! Mein Vater ist in der ehemaligen DDR geboren, aufgewachsen und erwachsen geworden. Er war sechzig Jahre alt und frisch verwitwet. Wie sehr wärt ihr da bereit, ins kalte Wasser zu springen?

Aber wir haben es gemacht. Und als mein Vater dann auch noch anfang, darüber nachzudenken, den Jakobsweg zu gehen, bewies mir das, dass meine erste Therapie anschluss und mein Papa doch noch Lust hatte, vom Kuchen des Lebens ein Stück abzubeißen.

Bei mir war das ja nicht anders. Durch ihn fand auch ich meinen Glauben zurück, dass Verlust und Schmerz eines Tages erträglicher sein werden, dass auch Gutes wie-

der seinen Platz haben wird. Denn die Zeit vergeht nicht nur, sie nimmt uns mit jedem Ticken der Zeiger auch mit in Richtung »vorwärts«.

Wir knüpften uns also auf diese Weise und durch diese intensiven Momente ein Tau, das zwischen uns gespannt war und das ich im nun tosenden Ozean, in dem mein Papa gerade unterzugehen drohte, um keinen Preis loslassen wollte. Denn unser stilles Versprechen nach unseren Abenteuern lautete: Egal wie hoch die Wellen schlagen, ich halte dich fest!

Na ja, und nun lag er da. Ein paar Monate später. Bewegungslos. Augen geschlossen. An einer Maschine, die für ihn atmete.

Ich sagte oft: »Komm, du musst kämpfen, wir haben doch noch so viel vor!« Oder: »Ich kann noch nicht ohne euch *beide* leben. Bitte bleib du noch hier!«

Ich habe keine Ahnung, ob das gut war, oder ob es meinen Vater eher unter Druck setzte. Glaubt nicht, dass Menschen im Koma nichts mitbekommen. Die Herzfrequenz meines Vaters passte sich oft meiner Stimmung an. Saß ich verloren und mutlos an seinem Bett und hielt seine Hände umschlossen, rollten Tränen aus seinen Augen, und sein Herz schlug schneller.

So verging der März, und der April begann wieder mit einem wichtigen Anruf. Ich saß wie so oft kerzengerade am Krankenbett, als mein Handy leise vibrierte. Auf dem Display erkannte ich die Nummer von Daniel. Daniel war zu dieser Zeit mein Manager und immer über alles informiert. Er würde mich nur stören, wenn es wirklich

wichtig war. Also ging ich ran. Daniel klang ungewöhnlich verhalten. Normalerweise plauderte der Kölner mit einem beherzten »Kalzi« drauf los, dieses Mal aber nicht.

»Pass auf, ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht!« Irgendwie hatte ich Schiss, denn die letzten Wochen waren voller Nachrichten, und egal ob schlecht oder gut, allein der Umstand, dass es eine Nachricht war, die übermittelt werden musste und beim Adressaten, also mir, für Verspannung sorgte, stresste mich. Machte mir irgendwie Angst.

»Kabel Eins möchte dich als Moderatorin haben! Die schlechte Nachricht ist, es geht schon nächste Woche los!«

Wäre ich in Hamburg gewesen, so Ecke Rathausstraße, Pelzerstraße, wäre ich jetzt vielleicht wieder zusammengebrochen. Aber diesmal war das kein Schock wegen Schock, sondern ein Schock wegen Freude. Kabel.Eins. Wollte.Mich.Haben. Als Moderatorin? Ich konnte mein Glück kaum fassen, aber ich fühlte rasch auch die angezogene Handbremse. Eine neue Herausforderung gerade *jetzt*? In mir machte sich Panik breit. Wie sollte ich das wuppen, wenn ich anderweitig gebraucht wurde.

Ohne mir große Hoffnungen zu machen, hatte ich mich da vor einer Weile beworben. Es war schon lange mein Traum gewesen, eine »echte« TV-Moderatorin zu werden, also in einem richtigen Studio zu stehen. Nach dem Casting dachte ich, dass sie eine der hübschen, großen Langbeinigen mit dem dezenten Lächeln, diesem: »Sie wissen nicht, wer ich bin, ach! Ihr Pech!«-Lächeln nehmen würden. Aber meine Moderation über Erkäl-

tungskrankheiten hatte die Verantwortlichen wohl überzeugt. Also ausgerechnet die, die ich mit meinem Vater zusammen vor dem Casting – und kurz vor seiner OP – geschrieben und geübt hatte.

»So liebe Zuschauer, schauen Sie mal, das hier – ich griff in meine Hosentasche und zog ein Taschentuch raus – hab ich wirklich stets dabei! Denn kurz bevor ich früher immer mit meinen Freunden losgezogen bin, sagte mein Papa an der Tür: ›Zeig mir mal dein Taschentuch!‹ Ich dann immer so ›Hab ich nicht!‹ Er: ›Wie machst 'n das dann?‹ Und wissen Sie, in diesem Moment zog ich dann immer ganz provokativ die Nase vor ihm hoch! Urrgh, merken Sie selber, ne?!«

Das war also meine Nummer. Vor der Kamera mal schön die Nase hochziehen. Und die zog! Aber wie!

Was will mich das Leben damit lehren? Wisst ihr, dieser Moment, also der Abend nach der Zusage, der hat mein Leben ein Stück weit verändert. Ich glaube nicht an Gott als »Person«. Aber ich glaube! Und zwar an das Leben selbst. Es passiert. Ständig und andauernd. Die Welt steht nicht still, sie dreht sich weiter. In guten und in schlechten Zeiten. Wir können sagen, dass wir dem Leben »ausgeliefert« sind, aber mir ist das zu negativ. »Alles kommt, wie es kommt« oder »... wie es kommen muss.« Ist mir zu banal. An Schicksal glaube ich ein bisschen, aber nicht komplett. Karma ist ein großes Wort. Mir gefällt der Gedanke nicht, mit Absicht gute Dinge zu tun, um Gutes zurückzubekommen. Ich habe viele Menschen erlebt, die